

№ 42. 1888.

Der Chevalier de Ferrer.

Kriminal-Novelle

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

5. (Nachdruck verboten.)

Prinzessin Amalie war leidend; es waren allerdings nur katarrhalische Reizungen, welche sie belästigten, aber der Leibarzt rieth doch dringend, den Rest des Winters unter einem milderen Himmelsstriche zu verbringen. Nur widerwillig fügte sich die Prinzessin; sie verließ die Heimath nicht gerne und war seit Jahren gewohnt, die Wintersaison in der Residenz zu verleben. Ihr war das Loos zugefallen, unvermählt bleiben zu müssen, und nun suchte sie Ersatz für die ihr versagten Familienfreuden in dem Umgange mit Gelehrten und Künstlern. Diesen Kreis der besten und edelsten Geister, welchen sie um sich versammelt hatte, entbehrte sie schwer, und darum sträubte sie sich so gegen die Reise. Gräfin Herbart und Ida Roven sollten sie nach Nizza begleiten, welchen Ort der Leibarzt empfohlen hatte.

Van Son war nicht wenig froh, als dies bekannt wurde; es wäre doch zu peinlich gewesen, während der Saison immer und immer wieder mit Gräfin Ida zusammenzutreffen, und das hätte er ja nicht vermeiden können. Ihm bereitete es Unbehagen genug, daß er einen Abschiedsbesuch machen mußte. Zu seinem Glücke traf er die beiden Damen nicht allein, als er hinkam, und er durfte hoffen, daß Gräfin Ida keine Gelegenheit finden würde, mit ihm mehr, als die Höflichkeit erforderte, zu sprechen. In der That verlief der Besuch so, wie er es wünschte.

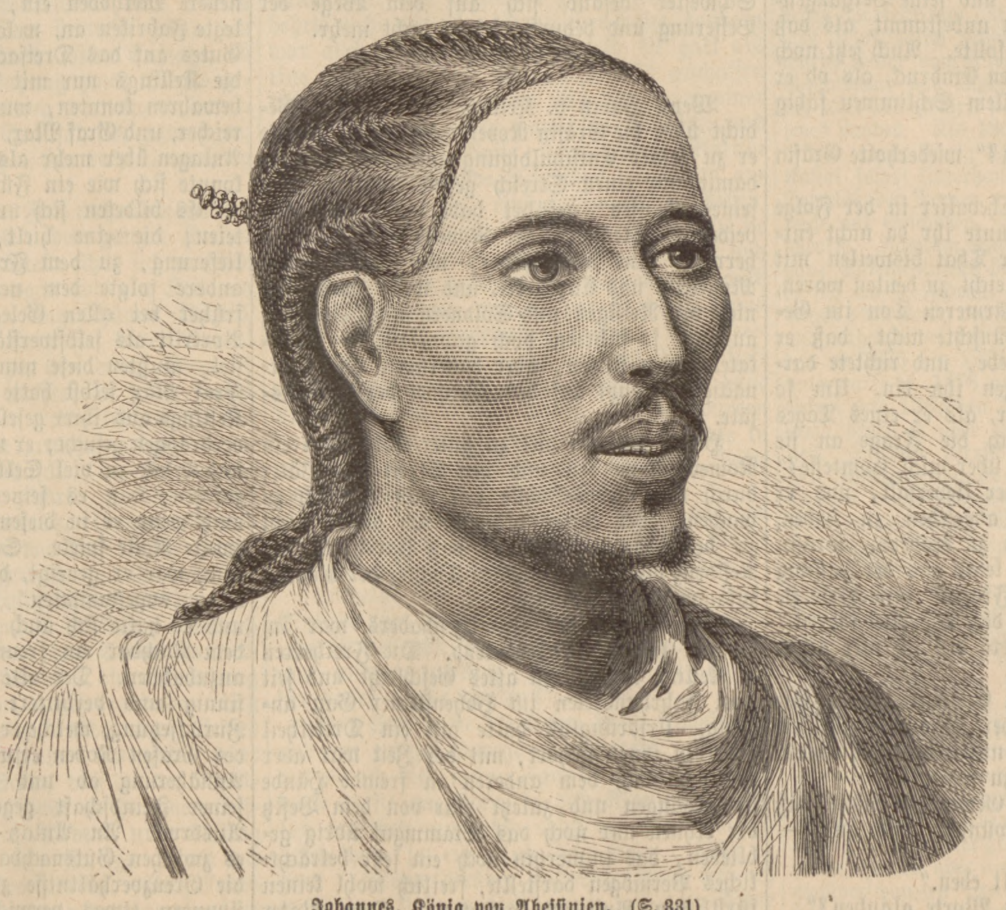
Oskar v. Rednitz war ebenfalls wenige Tage vorher abgereist, da er einen Posten bei der Gesandtschaft in London erhalten hatte. —

Prinzessin Amalie lebte in Nizza sehr zurückgezogen, und demgemäß kamen auch die beiden Damen wenig in Berührung mit der Gesellschaft.

„Es ist entsetzlich langweilig hier," seufzte oft die Gräfin Herbart und sie sprach damit nur aus, was die Anderen für sich dachten. Um so freudiger wurde es daher begrüßt, als endlich einer der Freunde der alten Gräfin in Nizza erschien. Es war dies der Oberst a. D. v. Seebach, den die Herbart schon lange kannte, und der sich nach seinem Austritte aus der Armee ein kleines Gütchen gekauft hatte und Nachbar des Grafen Roven geworden war. Man war ziemlich überrascht, ihn hier zu treffen, denn Oberst Seebach war ein leidenschaftlicher Jäger, und es mußten ganz besondere Gründe sein, welche ihn bewegen konnten, während der Jagdzeit die Heimath zu verlassen und einen Ort aufzusuchen, wo es Alles eher denn jagdbares Wild gab. Die Sache klärte sich dahin auf, daß er seine kranke Schwester hatte hierher begleiten müssen; und er gab deutlich genug zu verstehen, welch' ein schweres Opfer er damit brachte. Nun hatte man wenigstens etwas Gesellschaft; wenn auch der Oberst gerade nicht die Gabe besaß, ein geistreiches Gespräch mit Damen zu führen, so boten doch gemeinsame Erinnerungen und Beziehungen Stoff zu Gesprächen.

Eines Tages trafen die beiden Damen auf der Promenade den Obersten in Begleitung eines fremden Herrn, welchen Jener als seinen neugewonnenen Freund, den Chevalier de Ferrer, vorstellte. Seebach hatte denselben im Kasino kennen gelernt, und der Chevalier hatte durch seine Erzählungen von den Jagden, die er in aller Herren Länder mitgemacht hatte, rasch die volle Gunst des Obersten gewonnen, der froh war, daß er einen Gesinnungsgenossen gefunden hatte. Seebach, der sich in Nizza auch nicht recht behaglich fühlte, schloß sich um so lieber an den neuen Freund an, als dieser ihm so ziemlich seine ganze Zeit widmete, geduldig die weitläufigen Auseinandersetzungen über Jagdsachen anhörte, den Ansichten des Obersten stets beistimmte, und endlich auch diesem zu seiner gewohnten Parthie Piquet verhalf.

Ferrer's äußere Erscheinung machte auf den ersten Blick gerade keinen gewinnenden Eindruck. Seine schlaffen



Johannes, König von Abessinien. (S. 831)

Züge zeigten etwas Derbes, Bäurisches, das breite Gesicht mit der niederen Stirne und dem kurzen, schon etwas ergrauenden Haar besaß nichts Vornehmes; auch seine Haltung erschien ein wenig nachlässig; aber sonst war sein Benehmen tadellos, und man konnte ihm keinen Verstoß gegen die Formen der Gesellschaft nachsagen. Wenn er zu sprechen begann, belebten sich auch die Mienen; er wußte fesselnd und interessant zu plaudern und verrieth eine genaue Kenntniß der Welt und der Menschen. Seiner Angabe nach war er ein Bläme, der Letzte eines alten Geschlechtes und seit vielen Jahren auf Reisen.

Die Gräfin Herbart hatte ihn anfänglich nicht sehr sympathisch gefunden, seine rücksichtsvolle Artigkeit, eine gewisse bescheidene Zurückhaltung und seine unleugbare Unterhaltungsgabe aber stimmten allmählig auch die Gräfin zu seinen Gunsten um. Man sah ihn bald regelmäßig in Gesellschaft der Damen, ja es wurde ihm sogar die Gunst zu Theil, der Prinzessin vorgestellt zu werden, und dieser von seinen Erlebnissen erzählen zu dürfen.

Tante Herbart glaubte bemerkt zu haben, daß der Chevalier ein lebhafteres Interesse für Gräfin Ida zu zeigen beginne, und sie sprach darüber mit der Letzteren. „Mag sein," gab diese zur Antwort, „ich habe nicht darauf geachtet. Uebrigens hat er bisher noch nicht die Grenzen überschritten, welche ihm seine Stellung uns gegenüber vorschreibt."

„Ja, Takt hat er," meinte Gräfin Herbart, „das gestehe ich ihm zu. Immerhin wäre es mir nicht angenehm, wenn er irgend welches Recht auf größere Vertraulichkeit beanspruchen würde."

„O, er ist mir vollkommen gleichgiltig," erwiederte gelassen Gräfin Roven.

„Das ist mir lieb. Man kann sich nicht genug hüten vor solchen Badebekanntschaften, und Nizza besonders soll ein Lieblingsaufenthalt von Abenteurern sein."

„Hältst Du ihn für einen solchen?"

„Das will ich gerade nicht sagen; aber ich fasse die Möglichkeit in's Auge. Seine Angaben über seine Familie und seine Vergangenheit lauten doch etwas zu unbestimmt, als daß man nicht vorsichtig sein sollte. Auch jetzt noch empfinde ich manchmal den Eindruck, als ob er ein Mann sei, der zu allem Schlimmen fähig wäre."

„Zu allem Schlimmen?" wiederholte Gräfin Ida nachdenklich.

Sie beobachtete den Chevalier in der Folge aufmerksamer, und es konnte ihr da nicht entgehen, daß er sie in der That bisweilen mit Blicken verfolgte, welche leicht zu deuten waren, auch manchmal einen wärmeren Ton im Gespräche anschlug. Sie wünschte nicht, daß er seine Zurückhaltung aufgebe, und richtete darnach ihr Benehmen gegen ihn ein. Um so überraschter war sie daher, als er eines Tages unvermuthet und plötzlich die Frage an sie richtete: „Wie denken Sie über mich, Comtesse?"

Es war ein förmlicher Ueberfall, und er schien es auch darauf abgesehen zu haben, gleichsam im Sturme sie zu erobern. Gräfin Ida war freilich nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. „Seltsame Frage!" erwiederte sie kühl. „Ich dachte nicht, daß Sie eitel wären."

„Eitel? Dieses Fehlers bin ich mir allerdings nicht bewußt."

„Zeugt es nicht von Eitelkeit, wenn Sie mich um mein Urtheil über Ihre Persönlichkeit fragen? Zwingt mich nicht die Höflichkeit, Ihnen Schmeichelhaftes zu sagen?"

„Wenn Sie aber die Gewißheit haben, daß nur die Wahrheit gewünscht und auch — ertragen wird?"

„Diese Gewißheit fehlt eben."

„Werden Sie meinem Worte glauben?"

„Männerwort! Was gilt das?" erwiederte sie bitter.

„Sie denken niedrig von dem starken Geschlecht. Haben Sie so schlimme Erfahrungen gemacht? Nun, um so besser."

„Um so besser? Wie meinen Sie das?"

„Daß Ihre Ansprüche dann — nicht unerfüllbar sein werden."

„Vielleicht gehen sie höher als Sie glauben," erwiederte sie, gereizt durch den leisen Spott, der in seinen letzten Worten lag.

„Und darf ich mir die Frage gestatten, welche Ansprüche Sie stellen?" Er ging unbeirrt auf sein Ziel los.

„Was soll das Ihnen nützen? Glauben Sie denselben genügen zu können?"

„Das wäre ein schlechter Mann, der das nicht von sich glaubte," sagte er in selbstbewußtem Tone.

„Glauben! Als wenn es damit abgethan wäre! Es handelt sich um Muth und Kraft."

„Ich pflege vor keiner noch so schweren Aufgabe zurückzuschrecken; die Kraft mag nicht immer ausreichen, an Muth aber wird es mir nie fehlen."

„Ob Sie muthig handeln können, weiß ich nicht, aber daß Sie kühn sprechen, davon habe ich mich jetzt überzeugt."

„Frauen verzeihen eher Kühnheit, als das Gegentheil; und darum erhoffe auch ich Verzeihung und — eine Antwort."

Sie sah sinnend vor sich hin, warf dann einen prüfenden Blick auf ihn, der mit überlegenem Lächeln — wie siegessicher — sie betrachtete, und sagte dann langsam: „Lassen Sie mir einige Tage Zeit, dann will ich Ihnen sagen, wie ich über Sie denke."

„Ich werde warten und hoffe, das Urtheil werde gnädig ausfallen."

Mit einer ehrerbietigen Verbeugung nahm er Abschied. —

Nach drei Tagen kam der Chevalier wieder und wurde von Gräfin Ida empfangen; die Unterredung währte ziemlich lange. Zwei Stunden nach derselben verließ der Chevalier Nizza. Oberst Seebach ging mit ihm, seine Schwester befand sich auf dem Wege der Besserung und bedurfte seiner nicht mehr.

6.

Wenn Harry v. Kelling ein boshaftes Gedicht über die Gräfin Roven gemacht, so konnte er zu seiner Entschuldigung anführen, daß er damit nur einen Streich gegen eine „Feindin seines Hauses" geführt habe. Zwischen den beiden Geschlechtern der Rovens und Kellings herrschte eine alte Fehde, wie zwischen den Montecchi und Capuletti, und wenn man auch nicht mit Reisigen und Söldnern gegen einander auszog, so führten doch geworbene — Advokaten einen stillen, aber dauernden und hartnäckigen Kampf auf dem Parquet der Gerichtssäle.

Harry war ein viel zu guter Sohn, um ein Romeo zu werden und den Streit der Väter durch eine Liebes-Idylle erst recht tragisch zu machen. Der Vater brauchte sich daher nicht zu beunruhigen darüber, daß Harry in der Residenz oft mit der schönen Tochter der Rovens zusammentreffen mußte.

Der Grund des Familienhaders war im Grunde ziemlich unbedeutend. Die Freiherren v. Kelling waren ein altes Geschlecht und seit zwei Jahrhunderten im Hohensteiner Gau ansässig. Ursprünglich hatte fast ein Drittttheil desselben ihnen gehört, mit der Zeit war aber ein Gut nach dem anderen in fremde Hände übergegangen und zuletzt war von dem Besitz der Ahnen nur noch das Stammgut übrig geblieben, das immerhin noch ein sehr beträchtliches Vermögen darstellte, freilich wohl keinen fürstlichen Aufwand gestattete. Dem Vater Harry's war es auch gelungen, die finanziellen Verhältnisse der Familie in Ordnung zu bringen und zu erhalten; mehr jedoch, das heißt eine Vergrößerung des Besitzes, vermochte er nicht zu erreichen.

Die Stellung, welche einst die reichen Freiherren in dem Gau eingenommen hatten, war ihnen auch späterhin verblieben, sie galten als die geborenen Führer des Kreisadels. Das hatte sich erst in den letzten Jahrzehnten geändert, und daran waren eben die Rovens Schuld.

Die Grafen Roven waren ein jüngeres Geschlecht und Eingewanderte. Im vorigen Jahrhundert war ein armer Junker, der nichts hatte als einen unbekannten Namen und einen hellen Kopf, in's Land gekommen, war in Staatsdienste getreten, vom Junker zum Freiherrn, vom Freiherrn zum Grafen gemacht worden, und hatte seinen Söhnen nebst einem kleinen Vermögen auch noch die Gunst des Fürsten und den klugen Verstand, diese auszunützen, vererbt. Die Rovens blieben in Hof- und Staatsdiensten und befanden sich wohl dabei; sie kauften sich im Hohensteiner Gau an und hatten bald unter ihren Nachbarn den größten Besitz. Das verlieh ihnen natürlich ein gewisses Uebergewicht, welches die Freiherren v. Kelling zunächst und am unangenehmsten empfanden. Letztere hatten indessen noch die Ueberlieferung und Gewohnheit für sich, als altes ansäßiges Geschlecht standen sie im Range höher als die Rovens. Die neue Zeit rüttelte aber auch an dieser Tradition.

Als Graf Max Roven, der Vater Ida's, sich aus dem Staatsdienste auf sein Gut zurückzog, konnte es nicht ausbleiben, daß er vermöge seiner persönlichen Stellung und Eigenschaften bald an Einfluß den Baron Kelling übertraf, der zwar ein biederer, achtungswerther Charakter, aber doch nur ein bescheidener Landedelmann war, während Graf Max als hochgebildeter, vielerfahrener Weltmann mit dem Ruhme eines verdienten Staatsmannes auftrat. Dazu kam, daß Graf Max auch als Wirthschafter den Nebenbuhler überflügelte. Er führte neuere Methoden ein, benützte Maschinen und legte Fabriken an, welche die Erträgnisse seines Gutes auf das Dreifache steigerten. Während die Kellings nur mit Mühe den alten Stand bewahren konnten, wurden die Rovens täglich reicher, und Graf Max, der in seinen industriellen Anlagen über mehr als tausend Arbeiter gebot, konnte sich wie ein Fürst geberden.

Es bildeten sich nun im Gaue zwei Parteien; die eine hielt, eingedenk der Ueberlieferung, zu dem Freiherrn v. Kelling, die andere folgte dem neuen Sterne. Während früher bei allen Gelegenheiten Vorrang und Vortritt als selbstverständlich den Kellings zufiel, mußten diese nun manchmal zurücktreten. Graf Max selbst hatte freilich keineswegs die Kellings aus ihrer gesellschaftlichen Stellung zu verdrängen gesucht; er war kein kleinlicher Geist und besaß zu viel Selbstgefühl, um nicht einzusehen, daß es seiner Würde nichts schade, auch wenn er in diesem kleinen Kreise nur die zweite Rolle spiele. So weit es auf ihn ankam, war er geneigt, dem Freiherrn v. Kelling den „angestammten" Vorrang zuzugestehen, und er hatte sich auch aufrichtig bemüht, mit dem Nachbar ein freundschaftliches Verhältniß anzubahnen. Der alte Baron war aber eigensinnig und verbittert über die vermeintliche Zurücksetzung, welche er durch das bloße Dasein des Grafen Roven erfuhr; er wies schroff jede Annäherung ab und gab offen und ehrlich seiner Feindschaft gegen den „Eindringling" Ausdruck. An Anlaß zu Streitigkeiten fehlt es zwischen Gutsnachbarn ja nie, besonders da die Grenzverhältnisse zwischen den beiden Besitzungen etwas verwickelt waren. Die Mitte

des Gaues nahm nämlich ein großer Forst ein, in dessen Besitz sich verschiedene Gutsherren theilten; auch Kelling und Roven hatten Theile desselben, und aus diesem Verhältnisse ergaben sich stets Zwistigkeiten, die bei einigem guten Willen leicht hätten beigelegt werden können, unter diesen Umständen aber zu langwierigen Prozessen führten. Man mußte es dem Grafen nachrühmen, daß er manchmal, wenn der Streitgegenstand zu unbedeutend war, freiwillig nachgab, was den Freiherrn in der Regel noch mehr ärgerte, als ein verlorener Prozeß, da er dies als übermüthigen Hohn des „reichen" Grafen auffaßte, der den „armen" Baron durch das „Schenken" demüthigen wolle. In anderen Fällen mußte freilich der Graf auch auf seinem Rechte bestehen und prozessiren, so widerwärtig das Letztere ihm auch war.

Es fehlte nicht an Parteigängern und „guten Freunden", welche namentlich den Baron noch aufreizten — Graf Max war für derlei unzugänglich — ebenso wenig auch an solchen, welche zu vermitteln versuchten, was bei dem Starrsinn Kelling's freilich vergeblich blieb. Das feindselige Verhältniß zwischen den beiden angesehensten Familien wirkte natürlich auf das gesellschaftliche Leben im Gaue nicht sehr günstig ein, und es war begreiflich, daß Viele es gerne beseitigt hätten. Diese Mittelpartei der „Vernünftigen" that daher auch Alles, um einen Zusammenstoß zwischen den Nebenbuhlern hintanzuhalten. So hatte man beispielsweise zum Vorstand des Jagdschutzvereins keinen der Beiden, sondern eine neutrale Persönlichkeit, den Oberst v. Seebach gewählt, und ähnlich half man sich auch in anderen Fällen.

Eben jetzt gab es wieder zwei Streitpunkte zwischen den beiden Häusern. Zu dem Roven'schen Gute gehörte ein Waldstreifen, dessen Lage derart war, daß gefällte Stämme nur mit Benutzung eines Weges, der über Kelling'schen Grund führte, hätten gefördert werden können. Andernfalls wären solche Umwege und Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, daß die Transportkosten den Werth des Holzes weit überstiegen hätten. Diese Waldstrecke war bereits überständig, und Graf Max bedurfte gerade der Stämme für sein Sägewerk. Eine Anfrage, ob Baron Kelling die Benutzung jenes Weges gestatten wolle, war rundweg verneinend beantwortet worden, und der Graf sah sich gezwungen, einen Prozeß anzustrengen, der recht langwierig zu werden versprach.

Mehr noch als dieser Fall nahm ein zweiter Punkt die Aufmerksamkeit des ganzen Kreises in Anspruch. An einer Stelle schob sich zwischen die beiderseitigen Besitzungen wie ein Keil ein kleines Gut ein, dessen Eigenthümer kürzlich verstorben war. Das Erbe fiel einer Anzahl entfernter Verwandten zu, von denen Niemand das Gut übernehmen wollte, es sollte daher verkauft werden, um den Erlös leichter theilen zu können. Graf Roven hatte schon lange diesen Besitz zu erwerben gewünscht, da eine werthvolle Wasserkraft dazu gehörte, welche er für seine Anlagen trefflich ausnützen konnte, während im anderen Fall, wenn das Gut in die Hände eines Uebelwollenden gerieth, gerade aus den wasserrechtlichen Verhältnissen für Roven mancher Nachtheil entstehen konnte. Dieser Umstand allein hätte genügt, um den Baron zu veranlassen, mit allen Mitteln die Erwerbung dieses Gutes anzustreben, abgesehen davon, daß auch für ihn dasselbe zur Abrundung seines Besitzes hohen Werth hatte. Es galt daher als eine ausgemachte Sache, daß bei der öffentlichen Feilbietung des Gutes es zu einem heftigen Kampfe zwischen Roven und Kelling kommen werde, über den sich zu freuen die Erben alle Ursache haben würden. Graf Roven war wohl der Reichere und vermochte eher den Besitz über seinen Werth zu bezahlen, dafür war der Baron der Hartnäckigere, und man konnte es ihm zutrauen, daß er selbst schwere Opfer bringen würde, nur um dem verhaßten Nebenbuhler einen Streich zu spielen.

So standen die Dinge, als zur Osterzeit Harry auf Urlaub nach Hause kam. Er war nicht allein, sein getreuer Pylades van Son hatte ihn begleitet. Letzterer war in Pürglitz, so hieß das Kelling'sche Gut, ein besonders willkommener Gast, brachte er doch stets mit, was gerade in der letzten Zeit dort immer seltener geworden war: Heiterkeit und Frohsinn. Harry war zwar auch eine frohmüthige Natur, aber wenn er allein nach Hause kam, so mußte er von seinem Vater so viel und umständlich über unerquickliche Dinge sich berichten lassen, daß er selbst bald auch seine Laune verlor.

Van Son hatte da den Vortheil, daß er von diesen Geschichten nichts zu hören bekam und volle Freiheit besaß, seinen Humor zu entfalten. Selbst der alte Baron vergaß in seiner Gegenwart Erbfeind und Erbstreit und wurde liebenswürdig. Vom Grunde aus war ja der Freiherr keineswegs ein bösartiger oder finsterer Charakter; im Gegentheil, man konnte ihn mit Recht gutmüthig nennen. In seinem Wesen verrieth er ganz den Landedelmann, dessen Gesichtskreis ein wenig beschränkt ist, der aber mit altväterischer Würde sich zu geben weiß, nicht viel auf feine Formen, aber um so mehr auf biderbe Vornehmheit und streng an den alten Sitten hält. Er war ein Mann von kräftigen Empfindungen und festen Grundsätzen, und solche Menschen sind ebenso aufopfernd und hingebend in der Freundschaft, wie unversöhnlich als Feinde.

Seine Frau war schon vor längerer Zeit gestorben, und so fiel die Leitung des Hauswesens, insofern nämlich dasselbe in den weiblichen Wirkungskreis gehörte, den beiden Töchtern zu, die sich wieder in diese Aufgabe derart theilten, daß die ältere, Anna, gewissermaßen das Departement des Innern versah, während Klotilde „repräsentirte" und die Honneurs machte. Anna schien dazu bestimmt, auf das Glück einer Ehe verzichten zu müssen, sie entbehrte nicht nur aller körperlichen Reize, sondern war auch geistig wenig entwickelt, sie galt als eine stille, harmlose Natur, so recht geschaffen für das Altjungfernthum und den Beruf einer „Tante", welche einer Hausfrau in Küche und Kinderstube zur Seite steht. Auch Klotilde war keine auffallende Schönheit, aber von anmuthigem Liebreiz, einfach in ihrem Wesen, kräftig und natürlich. Von der Welt hatte sie nicht viel, eigentlich gar nichts gesehen, und die Verhältnisse brachten es mit sich, daß auch die Vergnügungen, welche der ländliche Kreis bot, bescheiden zugemessen waren. Der Freiherr zog sich immer mehr von der Gesellschaft zurück, und darunter mußten am meisten seine Töchter leiden. Die beiden Söhne wurden freilich wenig davon berührt; Harry lebte in der Residenz, und der jüngste, Hermann, hatte die Universität in B. bezogen.

Um so begreiflicher war es daher, daß ein Gast, wie van Son, lebhaft begrüßt wurde und sich besonderer Aufmerksamkeit erfreute.

Lächelnd und mit herzinniger Freude hatte Klotilde ihm bei der Ankunft die Hand gereicht. „Es ist lieb von Ihnen, daß Sie Ihren Urlaub uns widmen wollen. Wie sollen wir Ihnen für dieses Opfer danken?"

Van Son hatte die kleine Hand festgehalten und mit einiger Bewegung erwiedert: „Mir ist, als ob ich hier meine Familie fände." Dabei hatte er sie angesehen, so daß Klotilde urplötzlich erröthete und ihm rasch die Hand entzog. „Ich habe ja eigentlich kein Heim," fuhr er fort. „Meine Brüder und Schwestern seh' ich wohl von Zeit zu Zeit gerne, aber ich fühle mich bei ihnen doch fremd." Im Stillen spann er den Gedanken wohl aus: „Und hier möchte ich zu Hause sein." Wenn er das auch nicht aussprach, Blick und Ton der Stimme ließen es errathen.

Es war eine alte schöne Sitte im Hause des Freiherrn, daß an großen Festtagen stets Gäste zum Diner geladen wurden. Einst versammelte sich an solchen Tagen in dem großen Saale fast der ganze Adel der Nachbarschaft; das war zur Zeit, als das Geschlecht im vollen Glanze blühte; die Verhältnisse setzten jetzt auch der Gastfreiheit Schranken, und es fanden sich nur Wenige mehr ein.

Diesmal waren es zwei Herren, welche am Osterfesttage angefahren kamen: Oberst v. Seebach und der Chevalier de Ferrer. Das Erscheinen des Letzteren berührte den Lieutenant unangenehm, er wußte selbst nicht warum; und je lebhafter der Chevalier während des Diners die Unterhaltung führte, desto einsilbiger und mürrischer wurde van Son. Klotilde hatte dies bemerkt und suchte ihn in's Gespräch zu ziehen, schwieg aber schließlich etwas verletzt, da der Lieutenant auch ihr nur kurze Antworten gab. Harry hatte vor dem Diner eine Unterredung mit dem Vater gehabt und war wie immer nach einem solchen etwas verstimmt; der alte Freiherr war ebenfalls nicht in bester Laune, weil der Sohn ihm abgerathen hatte, auf das erwähnte Gut mitzubieten, das heißt, den Grafen zu überbieten. Nur der Oberst zeigte eine vergnügte Miene, denn er war stolz auf seinen Freund, den Chevalier, dessen Erzählungen er so gerne lauschte. Diesem fiel in der That die ganze Last der Unterhaltung zu, und es zeugte für seine Gewandtheit, daß er trotz der gedrückten Stimmung, die an der Tafel herrschte, dennoch einiges Interesse zu erregen wußte. (Fortsetzung folgt.)

Johannes, König von Abessinien.

(Mit Porträt auf Seite 329.)

Durch die jüngste Expedition der Italiener nach Massauah ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf den König Johannes von Abessinien gelenkt worden, dessen Porträt wir auf S. 329 bringen. Derselbe hieß ursprünglich Kassai, ist um 1832 geboren und wurde später vom Fürsten Gobesieh von Lasta zum Gouverneur von Tigre ernannt. 1867 empörte er sich aber und erklärte sich zum unabhängigen Fürsten jenes Landes. Als 1868 die Engländer ihre Expedition gegen König Theodor unternahmen, knüpfte Kassai sofort Unterhandlungen mit dem englischen Befehlshaber Napier an, der ihn bei seinem Abzug reich mit Geschützen, Gewehren und Munition beschenkte. Nachdem Kassai dann Gobesieh, der sich ganz Südabessiniens bemächtigt, besiegt hatte, ließ er sich am 1. Februar 1872 in Axum zum Negus Negest oder König der Könige von Aethiopien krönen und nahm dabei den Namen Johannes an. Nachdem er 1875 bis 1876 die Egypter zurückgeschlagen, unterwarf er 1878 auch den König Menelek von Schoa und 1880 den Fürsten Ras Adal von Godjam, denen er aber als Unterkönigen ihre Länder ließ. Seitdem herrscht er über ganz Abessinien. Mit Italien gerieth König Johannes wegen der 1885 Seitens dieses Staates vollzogenen Besetzung der wichtigen Hafenstadt Massauah in Streit, auf die der Negus schon längst ein Auge geworfen hatte. Am 25. Januar 1887 griff Ras Alula, der Oberfeldherr des Königs, die Italiener bei dem 30 Kilometer westlich von Massauah gelegenen Wasserplatze Saati an, wurde aber zurückgeworfen; am folgenden Tage aber wurde eine von Monkullo nach Saati marschirende italienische Abtheilung vollständig niedergemacht, worauf Saati geräumt werden mußte. Italien sah sich nun gezwungen, im Herbst 1887 zur Wiederherstellung seiner Waffenehre eine bedeutende Heeresmacht nach Massauah zu schicken, Seitens welcher auch am 1. Februar 1888 Saati wieder besetzt worden ist. Der König Johannes rückte zwar mit einer großen Macht gegen die Italiener heran, hat es aber nicht gewagt, dieselben in ihren wohlverschanzten Stellungen anzugreifen, und zog sich wieder in das Innere seines Landes zurück.

Die Bajaderen in Ostindien.

(Mit Abbildung.)

In den indischen Tempeln werden junge Mädchen aufgenommen und zu Tänzerinnen, von den Europäern Bajaderen genannt, herangebildet, die sowohl bei den religiösen Ceremonien ihre Künste ausüben, als auch bei keinem häuslichen Feste, wie Hochzeiten und dergleichen, fehlen dürfen. Die dem Dienste Wischnu's und Siwa's geweihten Bajaderen wohnen im Bereiche des Tempels, zu dem sie gehören, und dürfen sich nicht aus demselben entfernen; sie werden von einer Lehrerin mit Tanz und Musik, durch Brahmanen im Lesen und Schreiben wie im Auslegen der Schriften unterwiesen, und heißen dann Dewa-Daschi oder Sklavinnen der Gottheit. Später dürfen sie austreten und ihr Glück als öffentliche Tänzerinnen versuchen; sie werden dann Nâtsches, d. h. solche, welche um Geld tanzen. Die Bajaderen, welche nicht dem Dienste Wischnu's oder Siwa's, sondern dem der übrigen Götter gewidmet sind, dürfen wohnen, wo sie wollen, und jederzeit die häuslichen Feste gegen Bezahlung durch ihre Tänze verschönern; sie müssen nur der Reihe nach ihren Dienst in den Tempeln und bei religiösen Festen versehen. Dies sind die gewöhnlichen öffentlichen Bajaderen, welche in Gesellschaften von zehn bis zwölf und in Begleitung von Musikanten von Ort zu Ort ziehen und für Geld auftreten. Ihr Tanz, bei welchem sie mit reichem Schmuck beladen auftreten, ist — wie unsere Abbildung zeigt — nicht ungraziös, besteht aber vorzugsweise aus Pantomimen, deren Inhalt eine Göttergeschichte, ein Liebeshandel oder dergleichen bildet.

Berlin im Jahre 1688.

(Mit Abbildung.)

Die Bevölkerung der jetzigen Metropole des deutschen Reiches, der Millionenstadt Berlin, belief sich vor 200 Jahren erst auf 20,000 Köpfe, doch war schon damals das Aeußere des ehemaligen wendischen Fischerdorfes ein recht ansehnliches, wie eine aus demselben Jahre stammende Ansicht der Stadt von Joh. Bernhard Schultz zeigt, von der unsere Abbildung einen Theil verkleinert wiedergibt. Ungefähr in der Mitte gewahren wir — um aus den Einzelheiten dieser Ansicht Einiges herauszuheben — das damalige Residenzschloß mit dem hochragenden Münzthurm. Links daneben dehnt sich



Bajadere.

der Lustgarten, in dem seit 1649 die Kartoffel angebaut wurde, die von hier allmählig weitere Verbreitung fand, aus; dahinter befindet sich ein Graben, an dessen Stelle sich jetzt das alte Museum erhebt. Recht stattlich sieht auch der Dom aus, der unter Friedrich dem Großen durch den Baumann'schen Neubau an der östlichen Seite des Lustgartens ersetzt wurde. Der kurfürstliche Stall in der breiten Straße zeigt bereits die heute noch vorhandene stattliche Front; nach rechts oben hin zieht sich die Königsstraße — damals noch Georgenstraße — mit ihren Querstraßen. Die lange Brücke heißt später auch Kurfürstenbrücke, von dem darauf befindlichen Denkmal des großen Kurfürsten; die Hundebrücke ist die heutige Schloßbrücke. Rings wird die Stadt, wie wir sehen, von Festungswerken umgeben, deren Anlage sich Angesichts der noch immer drohenden Kriegsgefahren als eine — wenn auch lästige — Nothwendigkeit zum Schutz der Hauptstadt herausgestellt hatte.

Mein Edelstein.

Aus dem Tagebuch eines Diplomaten.

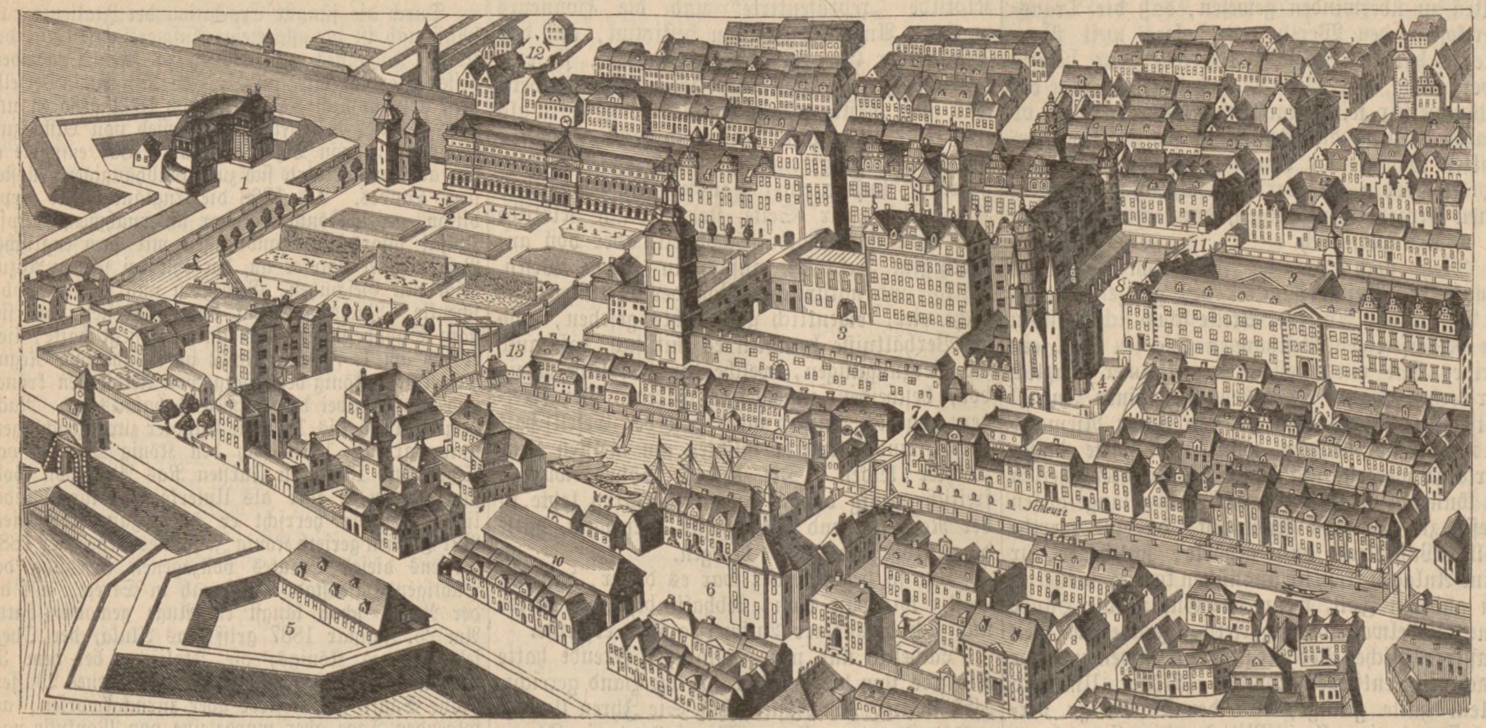
Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Es war vor zehn Jahren, als ich Urlaub erbat, um mein Nervensystem einer gründlichen Kur zu unterwerfen. Mein Hausarzt meinte, ein mehrwöchentlicher Aufenthalt an der See würde mir gut thun. „Keine Thätigkeit, keine Aufregung," hatte er mir gesagt, „am besten ist's, Sie denken überhaupt an nichts!" Er hatte gut rathen, der gelehrte Herr — mein Urlaub sollte mir die aufregendste Episode meines bewegten Lebens, freilich auch dessen glücklichste Stunden bringen!

Ich hatte Klampenborg, den reizenden Badeort bei Kopenhagen, gewählt, und war seit drei Wochen als der gehorsamste aller Kurgäste dort. Pflichtschuldigst nahm ich mein Bad, ich aß mit dem Appetit eines Riesen und schlief wie ein Murmelthier; ja ich glaube, ich dachte wirklich an nichts, als an die Langeweile, die ich gesucht und glücklich gefunden hatte.



Berlin im Jahre 1688.

1. Orangerie. 2. Lustgarten. 3. Residenzschloß. 4. Dom. 5. Zeughaus. 6. Friedrich-Werder'sche Kirche und Rathhaus. 7. Mühle beim Schloß. 8. Stechbahn. 9. Kurfürstlicher Stall in Kölln. 10. Pferdeställe der Kurfürstin. 11. Die lange Brücke. 12. Heilige Geist-Kirche. 13. Hundebrücke.

Aber wie gesagt, es sollte anders kommen. Eines Abends näherte sich mir plötzlich, als ich beim Abendessen saß, eine lange Gestalt, rief mir einen Gruß zu, zog sich, ehe ich mich noch von meinem Erstaunen erholt hatte, einen Stuhl an den Tisch und streckte mir beide Hände entgegen.

Es war Graf Malte Elgersburg, ein lieber, braver Bursche, der unter einer rauhen Schale ein goldenes Herz verbarg. Reich, unabhängig und ewig heiter, galt er als der beste Kamerad der Welt. Ich freute mich herzlich, ihn wieder zu sehen, und ehe eine Viertelstunde verging, saßen wir lebhaft plaudernd bei einer Flasche Sekt.

Elgersburg war in den letzten Jahren viel

Humoristisches.

Das kommt davon.



Sie: Wie? Noch nicht fertig, lieber Mann?
Ich glaubt', Du zögest Dich schon an!
Er: Die Arbeit ist von Wichtigkeit,
Mein Kindchen, bald bin ich so weit.



Er schreibt und schreibt; um sieben Uhr
Erscheint sie leis': Ich wollte nur
'Mal sehen, Herz, wie weit wir sind?
Er: Ein Viertelstündchen noch, mein Kind.



Sie: 's ist schon ein Viertel acht, Johann;
Ich zieh' mich unterdessen an —
Um halb acht Uhr sind wir geladen, —
Er: Na, etwas später kann nicht schaden!



Sie: So, ich bin fertig, lieber Mann;
Du sieh'st mich ja nicht einmal an!
Das neue Kleid, die neuen Schuh' —
Er: Ganz reizend — laß mich nur in Ruh'!



Sie: Lieb' Männchen, jetzt ist's wirklich Zeit,
Und zu Professors ist's so weit!
Er: Laß mich doch nur 'mal ruhig schreiben,
Sonst muß ich ganz zu Hause bleiben!



Sie stöhnt im Hintergrunde kläglich!
Er: Das Aechzen ist mir unerträglich!
Gönn' mir nur zehn Minuten doch,
Wahrhaftig, ich verschreib' mich noch!



Die Zeit verrinnt, schon halb acht Uhr,
Die junge Frau seufzt heimlich nur;
Hüllt sich indessen ohne Ruhe
In Mantel, Kopftuch, Gummischuhe.



Er: So — nun der Schluß — gleich ist's gescheh'n!
Sie: Na, endlich können wir jetzt geh'n;
Du sputest Dich, nicht wahr, mein Lieber?
Er: Gewiß, nur noch den Sand darüber.



Herrje! — o weh! — ruft sie — Johann!
Schwarz wird's ihr vor den Augen dann.
Vernichtet ist der Mühe Lohn!
„Ja, ja," seufzt er: „Das kommt davon!"

herumgekommen und hatte Manches zu erzählen — er hatte mit dem Schah von Persien Kaffee getrunken und im Wigwam Weißhand's, des Siouxhäuptlings, geschlafen; er schien in der That der rechte Welttourist geworden zu sein, und ich, der ich meine Tage leidvoll genug auf unseren Bureaux hatte verbringen müssen, kam mir recht bedauernswerth vor. Er mochte es fühlen, daß mich ein Anhauch von Melancholie überfiel.

„Aber, Baron," unterbrach er sich plötzlich, „im Grunde ist die Welt doch überall dieselbe — die gleichen Freuden, die gleichen Leiden regieren uns Menschenwürmer in Teheran, wie am Sakramento. Ich dachte es mir so schön, jetzt in Elgersburg meinen Kohl zu pflanzen, aber es scheint, ich soll nicht zur Ruhe kommen, kaum daheim, trieb es mich schon wieder fort."

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," warf ich ein.

„Bester Freund, nicht das Vergnügen am Reisen hat mich abermals fortgetrieben, sondern die harte Pflicht. Ich bin nämlich auf der Jagd nach einem Diebe. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Ich saß vor vier Wochen ruhig daheim, als mir eine Depesche meiner Tante Julie gebracht wurde, einer alten Dame, welche die angenehme Eigenschaft hat, einige Millionen zu besitzen, als deren Erbe ich gelte. ‚Komme sofort. Richte Dich auf längere Abwesenheit ein,' depeschirte sie, und der gehorsame Neffe eilte, dem Befehle nachzukommen. Ich bin nicht habgierig, aber ich gestehe, mich überfiel, als ich im Coupé meinen Gedanken nachhängen konnte, ein wenig Angst, daß die Millionen durch irgend einen Zwischenfall verloren gehen könnten. Es waren allerlei Gerüchte über die Greisin in Umlauf gewesen; sie hatte einen Verwalter engagirt, einen Polen, Namens Borowski, dem sie ein unbegrenztes und kaum gerechtfertigtes Vertrauen schenkte — kurz, ich war auf unangenehme Dinge gefaßt. Meine Ahnungen betrogen mich denn auch nicht. Der Pole hatte sich aus dem Staube gemacht und außer einer bedeutenden Summe den größten Theil des kostbaren Schmuckes meiner Tante mitgehen heißen. Vielleicht daß die alte Dame geschwiegen und den Verlust des Geldes verschmerzt hätte, aber der Juwelendiebstahl bestimmte sie zum rücksichtslosen Vorgehen, zumal sich unter den Schmuckgegenständen alte Familienstücke befanden. Mich beauftragte sie mit der Verfolgung des Halunken. Ich setzte mich sofort mit der Polizei in Berlin in Verbindung, und man gab mir liebenswürdiger Weise einen Detektiv mit, dessen Spezialität derartige Fälle sind. Erlassen Sie mir die Schilderung unserer Irrfahrten; Herr Borowski schien uns gründlich zum Besten haben zu wollen, bald trug uns der elektrische Funke die Nachricht zu, eines der gestohlenen Papiere sei in Petersburg verwerthet, bald meldete die Pariser Polizei, daß sie einen verdächtigen Polen in einem anrüchigen Hotel beobachten lasse — wenn wir aber an Ort und Stelle ankamen, standen wir jedesmal vor einem Irrthum.

Da führte uns endlich der Zufall auf einen neuen Weg. Herr Freytag, der mir beigegebene Kriminalkommissär, unterwarf noch einmal die Hinterlassenschaft des Polen, nämlich einen Stoß schmutziger Wäsche, unbezahlter Rechnungen und verschiedener Drucksachen, einer Durchsicht und stieß plötzlich auf ein Kursbuch, in dem eine Seite eingeschlagen war. Sie behandelte die Tour nach Dänemark und ein Zettel lag dabei, auf dem Notizen für eine Reise nach Kopenhagen zusammengestellt waren. Das Papier und die Notizen konnten, da das Kursbuch neu war, erst vor wenigen Wochen benutzt worden sein, der Verdacht lag nahe, daß der Betrüger sich nach Dänemark gewendet habe. Nun ergab freilich eine Anfrage nach Kopenhagen ein negatives Resultat, aber wir entschlossen uns doch, selbst zu reisen. Gestern trafen wir also in Kopenhagen ein. Während Freytag die Recherchen dort übernahm, bin ich auf gut Glück hierher gefahren. Wahrlich auf gut Glück — denn fand ich auch ihn nicht, den Vielgesuchten —"

„So doch mich!" fiel ich ein. „Tausend Dank für Ihre gütige Zusammenstellung! Sie besitzen doch eine Photographie des Gesuchten?"

Der Graf entnahm seiner Brusttasche ein Bild, das ich mit Interesse betrachtete. Dieser Borowski hatte keine gewöhnliche Verbrecherphysiognomie: die scharfgeschnittenen Züge sprachen von ungewöhnlicher Willenskraft, in den großen Augen schien leidenschaftliches Empfinden zu glühen. Unangenehm berührte allein ein süßliches Lächeln um den vollen Mund, der von einem mächtigen Vollbart fast verdeckt war. Alles in Allem mußte der Spitzbube ein schöner Mann sein.

Ich gab die Photographie zurück, indem ich dem Grafen bemerkte, daß mir in Klampenborg Niemand begegnet sei, der auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem Flüchtigen habe. Ich versprach Elgersburg, ihn am nächsten Tage in seinem Hotel zu besuchen, und wir trennten uns.

Des Kriminalkommissärs Bemühungen in Kopenhagen hatten, wie ich am nächsten Tage hörte, so gut wie keinen Erfolg gehabt. Nur ein am Hafen stationirter Polizist behauptete, einen Mann vom Aussehen Borowski's bemerkt zu haben; derselbe sei im Begriff, einen nach Malmö fahrenden Dampfer zu besteigen, ihm dadurch aufgefallen, daß er eine schwere Reisetasche trotz seiner eleganten Kleidung selbst getragen habe. Es war ein Fingerzeig von äußerster Geringfügigkeit, aber Freytag war doch entschlossen, ihn nicht unbenutzt zu lassen. Er und der Graf schifften sich sofort nach Malmö ein.

Es war am Abend des nächsten Tages, als ich einen Spaziergang durch den Thiergarten machte. Die Dämmerung war schon im Hereinbrechen. Tiefe Stille herrschte ringsum, die Brise, die von der See herüberwehte, bewegte kaum die majestätischen Wipfel der stolzen Baumriesen. Ich warf mich in den weichen Moosteppich und träumte. Plötzlich traf ein leises Schluchzen mein Ohr und gleich darauf der Ton einer herben Frauenstimme: „Wie kann man zwanzig Jahre alt und so kindisch sein," hörte ich deutlich, obwohl die Sprecherin ihre Stimme dämpfte. „Glaubst Du, ich habe Lust, mich mit Dir noch zehn Jahre durch die Welt zu schleppen?"

„Tante —" wollte die Weinende unterbrechen, aber die scharfe Frauenstimme fuhr fort: „Ich weiß, was Du sagen willst. Du liebst ihn nicht. Die Liebe, meine Beste, ist ein Ding für reiche Leute, unsereins muß dem Himmel dankbar sein, wenn er uns versorgt. Ich habe dies glänzende Elend satt!" Die Sprecherin wurde heftiger. „Und nun kommt da eine Gelegenheit, wie sie nie wiederkehrt, ein reicher, schöner Mann vernarrt sich in Dich oder Deinen altadeligen Namen, und Du Thörin willst das Glück mit Füßen von Dir stoßen! Es ist unerhört!"

Ich wollte mich erheben, da fesselte mich wieder der süße, schmerzliche Wohllaut der jüngeren Stimme. „Sennor Alvarez ist mir aber, gerade herausgesagt, widerwärtig. Ich fürchte mich vor ihm."

„Das ist albernes Geschwätz. Der Sennor ist ein Ehrenmann, Du wirst ihn heirathen, undankbare Kreatur!"

Das junge Mädchen schluchzte leise. Dann sagte sie mit zitternder Stimme: „Ich werde es nie vergessen, Tante, daß Du der mittellosen Waise Dein Haus öffnetest. Aber ich will mir tausendmal lieber mit meiner Hände Arbeit mein Brod verdienen, als mein Leben an der Seite eines Mannes, den ich verabscheue, verbringen!"

„Mit eigener Arbeit sein Brod verdienen?" höhnte die Andere. „Versuche es nur, mein stolzes Fräulein v. Purga, ich würde Dich schnell genug wieder bei mir sehen! Jetzt komm nach Hause, Närrin, wir wollen die Sache in Ruhe bedenken. Ich hoffe, Marie, Du wirst noch zur Vernunft kommen und Dein Glück nicht mit Füßen treten." Dann raschelte das Haidekraut, und ich hörte sich langsam entfernende Schritte.

Ich haßte von jeher nichts so sehr, als unberufenes Eindringen in die Verhältnisse Fremder. Zum ersten Male in meinem Leben wurde ich meinen Grundsätzen untreu. Ein innerer Trieb zwang mich, den Damen zu folgen. Ich brauchte nicht scharf auszuschreiten, um sie zu überholen, ich zog es aber vor, einen Bogen quer durch den Wald zu machen, um ihnen in unauffälliger Weise zu begegnen. So sah ich Marie zum ersten Mal in's Gesicht, einen Augenblick trafen sich unsere Augen, wie ein Traumbild schwebte die holde Erscheinung an mir vorüber — aber der eine Augenblick hatte mir eine neue Welt geschaffen.

Ich stand einige Sekunden wie gebannt, dann folgte ich in bescheidener Entfernung den Damen. Sie schlugen einen Richtweg nach dem entlegensten Theil von Klampenborg ein, um endlich in dem Garten einer der Villen zu verschwinden, die längs des Strandes sich hinziehen. Am nächsten Morgen war ich früh vor der Villa. Meine Absicht, in deren Nähe eine Wohnung zu suchen, wurde vom Glück begünstigt; ich fand sogar einige Zimmer in einem kleinen Pavillon, der in demselben Garten wie die Hauptvilla stand und dazu gehörte. Die Besitzerin, die Wittwe eines höheren dänischen Beamten, war eine feingebildete Frau, und unterrichtete mich auf meine beiläufige Frage darüber, daß sie nur noch eine Freifrau v. Sallet mit Nichte beherberge. Das mußten meine Damen sein!

Bald hatte ich mich in meinem Zimmer eingerichtet. Die Fenster des Salons gingen auf den Garten hinaus, in dem ich unter einer schattigen Gaisblattlaube einen Frühstückstisch gedeckt sah. Ein Buch zur Hand nehmend, setzte ich mich an das Fenster, so daß ich die Laube im Auge hatte.

Ich brauchte nicht lange zu warten, bis die Damen erschienen. Sie waren Frühaufsteherinnen. Kaum hatten sie sich gesetzt, als die Glocke des Gartenthors erklang. Frau v. Sallet blickte triumphirend auf, während Marie erblassend den Kopf senkte. Das Thor knarrte, um die Büsche bog ein schlanker, noch jugendlicher Herr. Ich fühlte, es war Sennor Alvarez.

Ja, aber — wo hatte ich denn dieses Gesicht schon gesehen? War's im Trubel der Weltausstellung, oder auf den Pariser Boulevards oder im Hydepark gewesen? Vor meinem geistigen Auge eilte eine lange Reihe von Physiognomien vorüber, die ich hier oder dort mit dem Blick des Menschenbeobachters festzuhalten versucht hatte, aber keine paßte auf den Mann. Und doch, ich mußte ihn kennen. Wo in aller Welt mochte ich ihm begegnet sein?

Da beugte er sich über die Rechte des jungen Mädchens. Wie von einem Reptil berührt, zuckte die kleine Hand zurück, im gleichen Augenblick erschien um die Lippen des Sennors ein gezwungenes Lächeln: da plötzlich fiel mir die Photographie ein, die mir Elgersburg gezeigt hatte, und sofort stand es fest bei mir, er mußte es sein, jener Borowski, der Juwelendieb. Ich konnte mich nicht täuschen, trotz des veränderten Bartschnittes glaubte ich ihn deutlich wieder zu erkennen.

Ich gestehe offen, mehr mein Haß gegen den Burschen, der sich erkühnte, um ein reines

Mädchenherz zu werben, während das Damoklesschwert des Zuchthauses über ihm hing, trieb mich dazu, seine sofortige Verhaftung bewirken zu wollen, als mein Interesse an dem guten Elgersburg. Ich eilte ungesäumt zu dem diensthabenden Polizeikommissär, dessen Bureau nahe war, unterbreitete ihm die Sachlage und forderte ihn zum Vorgehen auf.

Aber da kam ich schön an. Sennor Alvarez war ein mit allen Hunden gehetzter Geselle. Er hatte unter dem Vorwand, sich eine Legitimation zur Gelderhebung auf der Post ausstellen zu lassen, der Polizei freiwillig Einsicht in seine Papiere gegeben, die ihn als einen Großgrundbesitzer der mexikanischen Provinz San Louis Potosi bezeichneten. Und dieser Sennor, der die schönste Villa im Orte bewohnte, sollte ein Dieb sein? Das schien dem Beamten eine Unmöglichkeit, er lehnte jedes Einschreiten gegen den Mexikaner rundweg ab und mir blieb nichts übrig, als den Spitzbuben möglichst in Sicherheit zu wiegen, bis ich durch Elgersburg Beistand erhielt. Zum Glück kannte ich dessen Reisestationen und telegraphirte daher umgehend: „Zurückkehren. Glaube B. hier.“ Am Abend erhielt ich die Drahtantwort: „Mittag dort. Elgersburg.“

Inzwischen hatte ich aber Marie v. Purga kennen gelernt. Frau Räthin Paller, unsere Wirthin, stellte mich den Damen vor; Frau v. Sallet hieß mich mit etwas süßlicher Freundlichkeit willkommen, Marie begnügte sich mit einer Verbeugung. Aber ich täuschte mich nicht, sie hatte mich erkannt — wieder begegneten sich unsere Augen in einem jener kurzen Blicke, die kein Wort ersetzen kann.

In einem Badeorte schließt man sich leichter an als irgendwo anders; wenn man sich aber im fremden Lande als engere Landsleute erkennt, wie es hier der Fall war, vermittelt sich die Bekanntschaft doppelt schnell. Schon am selben Tage durfte ich ihr Mittagsmahl theilen, und am Abend begleitete ich sie zu einem Spaziergang längs des Strandes.

In der Nähe der Badeanstalt kam uns der edle Mexikaner entgegen. Die Tante stellte uns vor: „Baron Reuff — Sennor Pedro Alvarez.“ Wir verneigten uns höflich, aber der Mann mußte ein gewiegter Menschenkenner sein, ich sah, wie seine Augen plötzlich einen bitterbösen Schimmer annahmen — er hatte den Gegner gewittert.

„Sennor Alvarez ist hier fast unsere einzige Bekanntschaft,“ nahm die alte Dame das Gespräch wieder auf.

„Die Herrschaften kennen sich schon längere Zeit?“ fragte ich scheinbar unbefangen. „Das ist höchst angenehm, am fremden Orte —“

Marie stieß die Spitze ihres Schirmes in den Meeressand. Es klang schroff, als sie mich unterbrach: „Wir verdanken die Bekanntschaft des Herrn der jüngsten Zeit.“

„Die jüngsten Bekanntschaften sind oft die angenehmsten,“ nahm Frau v. Sallet, sich gegen uns wendend, der Nichte das Wort fort.

Das junge Mädchen unterdrückte offenbar schwer eine heftige Entgegnung. Mir lag noch nichts an einer Scene. „Sie sind noch nicht lange in Europa, Sennor Alvarez?“ fragte ich daher höflich. „Ihre Landsleute sprechen selten so vortrefflich deutsch, wie Sie.“

„Meine Mutter stammte aus einer deutschen Familie. Als ich daher vor einem Jahre nach längerem Aufenthalt in England zuerst Deutschland berührte, hieß es nur Jugenderinnerungen aufnehmen, als ich mir Ihre Sprache in's Gedächtniß zurückrief.“

„Sie waren in England? Das trifft sich herrlich, denn ich verkehrte viel im Hause Ihres Londoner Gesandten. Sie kennen den Marquis d'Aur jedenfalls?“

Ich sah den Mann einen Augenblick schwanken, ob er bejahen sollte, und dies Schwanken verrieth mir, daß er wirklich ein Betrüger war. Er faßte sich freilich schnell und begnügte sich mit einer Verbeugung als Antwort, indem er, sich an Frau v. Sallet wendend, ein anderes Thema anschlug.

Marie war etwas zurückgeblieben, so machte es sich von selbst, daß ich mich ihr anschließen konnte. Zum ersten Mal aber wußte ich nicht das rechte Wort zu finden, zum ersten Mal fehlte mir der Faden der Unterhaltung. Da blieb Marie plötzlich stehen und sah mich durchdringend an.

„Ich halte Sie für einen Ehrenmann, Herr v. Reuff, darum fürchte ich nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich Ihnen die sonderbare Frage vorlege: Was halten Sie von jenem Herrn?“ Sie deutete mit einer verächtlichen Bewegung nach vorn.

Ich stutzte; die Frage war ungewöhnlich, aber ich hatte ja längst empfunden, daß Fräulein v. Purga nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden durfte. Ich beschloß, Offenheit mit Offenheit zu vergelten.

„Gnädiges Fräulein, da Sie mich fragen, so will ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge halten: Sennor Alvarez ist ein Schurke, und wahrscheinlich werden schon die nächsten Tage beweisen, daß ich Recht habe.“

Meine Antwort mochte ihr doch unerwartet kommen, ihre Wangen färbten sich plötzlich dunkelroth. „Ein Schurke?“ wiederholte sie bestürzt.

„Jawohl, Fräulein v. Purga, so ist es! Aber nun fragen Sie nicht weiter, und vor Allem: verrathen Sie Ihrer Frau Tante nichts von dem, was ich Ihnen sagte!“

Sie schüttelte energisch den Kopf und wir beschleunigten unsere Schritte. Erst nach einigen Minuten nahm sie das Gespräch wieder auf, ihre Stimme klang eigenthümlich gepreßt: „So sind Sie wohl in die Villa Paller gezogen, weil Sie erfahren hatten, daß er — daß er bei meiner Tante verkehrt?“

Ich mußte lächeln. „Halten Sie mich für einen Polizeispion? Nein, mich zog ein stärkerer Magnet an, als dieser sogenannte Mexikaner.“

War es ein Zeichen von Entrüstung über meine übereilte Anspielung, daß sich das Köpfchen mit den blonden Zöpfen plötzlich senkte und Marie hastig sagte: „Tante sieht nach uns, bitte, lassen Sie uns schneller gehen.“

„Sind Sie mir böse, Fräulein Marie?“ fragte ich.

Sie sah mir voll in's Gesicht. „Nein, Herr v. Reuff, warum sollte ich Ihnen zürnen?“ Und schweigend duldete sie, daß ich ihre Hand an meine Lippen zog.

Es war am Abend. Ich stand an meinem Fenster und dachte träumend vergangener Tage. Da schien es mir plötzlich, als dringe aus der Gaisblattlaube verhaltenes Schluchzen herüber, und als ich schärfer in das Grün blickte, sah ich eine schlanke Gestalt wie in tiefem Schmerz sich gegen das berankte Geländer lehnen. Es war Marie. Einen Augenblick schwankte ich, dann eilte ich an ihre Seite. Sie zuckte zusammen, als sie mich erkannte, ihre zarte Gestalt erbebte, sie wollte entfliehen.

„Fräulein v. Purga,“ rief ich, sie zurückhaltend, „ein halbes Vertrauen ist kein Vertrauen! Glauben Sie, daß ich Sie hier in Ihrem Schmerz sehen könnte, ohne zu fragen, ob ich Ihnen helfen kann?“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ unterbrach sie mich hastig. „Wenn ich Ihnen auch voll vertraue, helfen kann mir armem Mädchen Niemand!“

„Fräulein Marie, hören Sie mich an. Ich muß Ihnen das Geständniß machen, daß ich kürzlich als unfreiwilliger Lauscher Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen Ihnen und Frau v. Sallet war, die mich mit Ihrer Lage bekannt machte. Es war im Walde, ich hörte nur Ihre Stimme, Sie selbst sah ich nicht, aber ich empfand das tiefste Mitleid, die innigste Theilnahme. Ich wußte Ihnen zu begegnen, und als ich Ihnen in die Augen sah, erbebte mein Herz in nie gekanntem, seligen Gefühl —“

Marie schlug die Hände vor das Gesicht. „Ich darf Sie nicht anhören,“ stammelte sie.

„Doch, Sie dürfen, Sie müssen die Worte eines ehrlichen Mannes hören, der Ihnen ein volles Herz und seine Hand anbietet! Marie, wir kennen uns erst seit wenigen Stunden, aber mir haben sie genügt, einen tiefen Blick in Ihr Inneres zu thun. Ich liebe Sie, Marie, ich fühle, daß mich nichts von Ihnen scheiden kann — wollen Sie die Meine werden?“

Ich zog sie an mich; sie ließ es geschehen und sah mich thränenfeuchten Auges an. Und dann saßen wir lange beisammen in der milden Mondnacht, und sie erzählte mir von den schweren letzten Jahren voll rücksichtsloser Kränkung. Was hatte die Aermste gelitten in den vergangenen Wochen unter dem Drängen ihrer Tante, deren Wohlthaten nur dem Bestreben entsprangen, sich selbst durch eine gute Parthie der Nichte ein Heim zu schaffen. Heute Abend war es zum entscheidenden Zusammenstoß gekommen. Frau v. Sallet hatte erklärt, daß sie Sennor Alvarez ihr Wort gegeben, und daß sie die Nichte vor die Wahl stelle, entweder ihn als Bräutigam zu begrüßen oder ihr Haus zu verlassen.

„Armes Lieb,“ rief ich, „die Tage der Prüfung sind vorüber. Schlaf wohl, mein Herz, meine geliebte Marie — der neue Tag soll Dir ein neues Leben bringen!“

Am Morgen sah mich der erste Sonnenstrahl schon auf dem Wege nach Kopenhagen. Ich fühlte die Nothwendigkeit, Marie aus ihrer Abhängigkeit herauszureißen, und telegraphirte daher an meine Schwester, daß sie sofort nach Klampenborg kommen solle. Es war noch nicht elf Uhr, als ich am Quai stand und mit Ungeduld die Rauchwolke beobachtete, welche der Dampfer von Malmö am Horizont zog. Die Minuten schienen sich zu Stunden zu dehnen, bis er endlich anlegte und ich Elgersburg die Hand drücken und ihn berichten konnte. Er aber vergaß über mein Glück fast seine eigenen Interessen, und erst Freytag's Anwesenheit mußte uns daran erinnern, daß Borowski's Verhaftung unsere nächste Aufgabe war. Der gewiegte Kriminalist hörte meiner Erzählung aufmerksam zu und begab sich dann mit uns nach dem Hauptpolizeiamt.

Dort fanden wir, von Freytag's Autorität unterstützt, volles Entgegenkommen. Wenige Stunden später hatte bereits eine Schaar Polizisten die Wohnung des Pseudo-Mexikaners umzingelt, wir selbst, in Begleitung eines dänischen Beamten, ließen uns in aller Form bei ihm anmelden; Elgersburg selbstverständlich unter falschem Namen. Wir hatten den Vorwand gebraucht, daß wir im Auftrag des Badekommissärs wegen einer Festlichkeit kämen, er empfing uns daher mit großer Ruhe; nur mich fixirte er, wie es mir schien, mit einem mißtrauischen Ausdruck.

Als wir ihn einmal Auge im Auge hatten, ging der dänische Polizist direkt auf sein Ziel los. „Darf ich Sie fragen,“ sagte er, „warum Sie hier einen falschen Namen führen?“

Der Pole brauste auf, aber ich bemerkte, daß er gleichzeitig einen Schritt zur Thüre seines Schlafzimmers machte. „Was fällt Ihnen ein,“ rief er. „Ich werde mich beschweren! Wer sind Sie, daß Sie mich zu beleidigen wagen?“

Der Däne lächelte: „Ich bin der Polizei-Inspektor Bolland — Sie aber sind Stanislaus Borowski —“

Er konnte nicht aussprechen, der Dieb wandte

sich plötzlich um und wollte die Thür gewinnen, ein Schlagring, den er unbemerkt aus der Brusttasche gezogen, glänzte in seiner Hand; Freytag warf sich ihm entgegen, ich sah, daß Borowski seinen Todtschläger gebrauchen wollte, sprang aber noch rechtzeitig hinzu, um ihm den Arm festzuhalten. Dann ein Klirren, und die Hände des Burschen lagen in den Handschellen. Sein schönes Gesicht war verzerrt, und nur mit Mühe stieß er die Worte hervor: „Bin ich Mördern in die Hände gefallen? Ich werde Genugthuung verlangen!“

Niemand achtete darauf; der Polizei-Inspektor rief einige Beamte, die sich des Widerstrebenden vollends bemächtigten, dann eilte ich von dannen, während Elgersburg mit den Kommissären sich auf die Suche nach dem gestohlenen Gut machten. Aber ich hatte die Villa noch nicht verlassen, als mir der Graf schon nachrief: „Wir haben Alles, der Bursche ist so gütig gewesen, den Schmuck auf der Bank zu deponiren und trug den Depotschein bei sich.“ Was hatte ich Sinn für die Juwelen! Ich warf mich in den Wagen und fuhr eiligst nach der Villa, die mein Liebstes barg. Frau v. Sallet kam mir im Garten entgegen.

„Denken Sie sich, Herr v. Neuff, meine Nichte will das Zimmer nicht verlassen und wir hatten eine reizende Parthie verabredet. Sennor Alvarez —“

„Von ihm komme ich, meine Gnädigste, und war eben Zeuge, wie er als Dieb verhaftet wurde!“

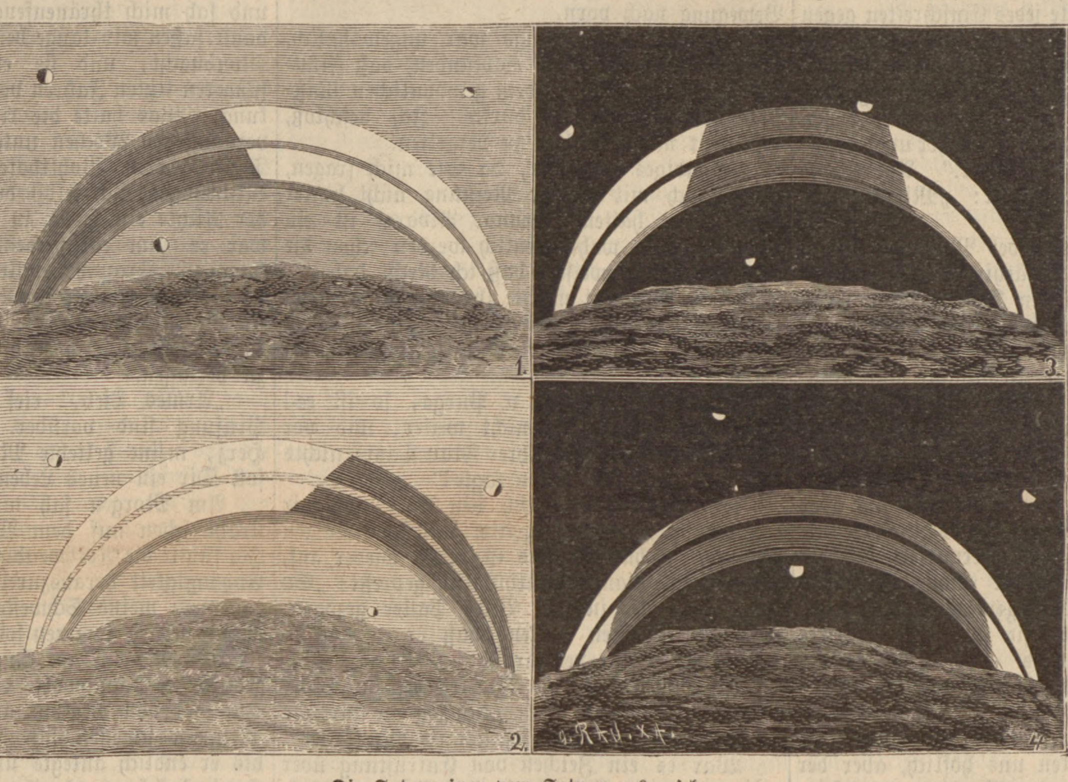
Ich konnte kaum schnell genug die holde Fee in den Armen auffangen, meine Worte hatten sie wie ein Donnerschlag getroffen. Aber sie mußte den Becher bis zur Neige leeren, darum flüsterte ich ihr schnell noch zu: „Und mit Ihrer Nichte verlobte sich gestern Ihr unterthänigster Diener!“ Dann aber eilte ich in die Arme meiner Marie.

Bedürfen diese losen Blätter noch eines Schlusses? Soll ich noch berichten, wie Tante Sallet wuthentbrannt abreiste? Soll ich erzählen, daß Borowski zu so und so viel Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde? Wozu? Tausendmal lieber möchte ich mein Glück schildern, wenn meine Feder nicht zu schwach wäre, die Seligkeit wiederzugeben, die ich an der Seite der Geliebten fand und finde! Wahrlich, Elgersburg hatte Recht, als er am Hochzeitstage mir zuflüsterte: „Alter Freund,, ich beneide Dich. Es ist unerhört, ich bin auf der Jagd nach Juwelen, Du leitest mich auf die richtige Spur und behältst doch den schönsten aller Edelsteine für Dich.“ Ja, er hatte Recht: „Marie ist noch heute mein Edelstein.“

Die Ringe des Saturn.

(Mit Abbildung.)

Das in jeder Hinsicht merkwürdigste Gestirn unseres Planetensystems ist der Saturn, sowohl wegen der beiden Ringe, die ihn umgeben, als auch wegen der acht Monde, welche ihn begleiten. Die Ringe des Saturn (siehe die Abbildung) zerfallen in einen inneren und einen äußeren, welche so ziemlich in einer Ebene liegen und den Planeten über seinem Aequator freischwebend umgeben. Man bemerkt bei den Beobachtungen durch größere Fernrohre zwischen beiden Ringen einen schwarzen, sichelförmigen Strich, welcher von der gewaltigen Trennungsspalte herrührt, die etwa 390 Meilen breit das ganze Ringsystem in zwei konzentrische Theile scheidet. Ein Theil des Ringsystems ist immer vom Saturn beschattet. Ein Beobachter, dessen Standort sich auf letzterem selbst, jedoch nicht am Aequator, sondern mehr nach den Polen zu, befindet, sieht daher Abends (Skizze 1) nur den westlichen, Morgens (Skizze 2) nur den östlichen Theil des Ringes, und während der Nacht den Schatten des Saturn von Ost nach West über die Ringbrücke fortziehen. Zur Zeit des Sommeranfangs, 21. Juni um Mitternacht, zeigt sich (Skizze 3) der mittlere Theil der Ringbrücke wie weggeschnitten, die dagegen zur Zeit der Nachtgleichen um Mitternacht nur in Gestalt zweier leuchtender, gegen einander geneigter Hörner erscheint, die durch einen breiten, dunklen Raum getrennt sind (Skizze 4). Von den Monden des Saturn sind auf unseren Skizzen immer nur je drei sichtbar; es sind deren aber in den Jahren von 1655 bis 1848 acht entdeckt worden, welche Titan, Japetus, Rhea, Dione, Tethys, Enceladus, Mimas und Hyperion heißen.



Die Saturnringe vom Saturn aus gesehen.

1. Die Saturnringe Abends. 2. Die Saturnringe Morgens. 3. Die Saturnringe am 21. Juni um Mitternacht. 4. Die Saturnringe am 21. März und 21. September um Mitternacht.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unerwartete Wirkung. — Die Königin von Italien forderte vor Kurzem ein ihrer Huld empfohlenes kleines Mädchen auf, ihr zum Geburtstage ein Paar seidene Strümpfe zu stricken, und gab ihm zum Ankaufe des Materials zwanzig Lire. Die Königin dachte nicht mehr an diesen Auftrag, aber zum Geburtstage kamen pünktlich die hübsch gearbeiteten Strümpfe mit einem herzlichen Glückwunsche an. In Erwiederung schickte Königin Margaretha ihrer kleinen Freundin ebenfalls ein Paar Strümpfe, den einen mit Lire, den anderen mit Bonbons gefüllt nebst einem Briefchen: „Schreibe mir doch, liebes Kind, welcher Strumpf Dir am besten gefallen hat.“ Am nächsten Tage kam schon die Antwort: „Liebe Frau Königin! Wegen beider Strümpfe habe ich viel weinen müssen. Den mit dem Geld nahm mein Vater, den mit den Bonbons mein Bruder!“ [R.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr 43.

Auflösungen von Nr. 41:

des Bilder-Räthsels: Hast Du genug und Ueberfluß — Denk auch an den, der darben muß;

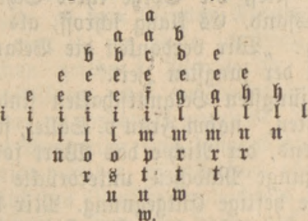
des Räthsel-Sonetts: Frauenlob († 1317).

Räthsel.

Ich bin ein spitz'ger Gegenstand;
Vertausch' mir Kopf und Fuß gewandt,
So wird der Ort Dir schnell genannt,
Wo man verkauft dergleichen Tand. [L. Maurice.]

Auflösung folgt in Nr. 43.

Diamant-Räthsel.



Nach dem Muster obiger Figur und aus deren Buchstaben sind zu bilden:

1) Ein Buchstabe. 2) Ein persönliches Fürwort. 3) Ein römischer Kaiser. 4) Ein Opfer Napoleon's I. 5) Ein alter deutscher Dichter. 6) Der Titelheld eines berühmten deutschen Schauspiels. 7) Ein Längenmaß. 8) Ein Meergott. 9) Ein Gefühl. 10) Ein biblischer Name. 11) Ein Buchstabe.

Die horizontale und vertikale Mittellinie ergeben das Gleiche.

Auflösung folgt in Nr. 43. [Adolf Nagel.]

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.